



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

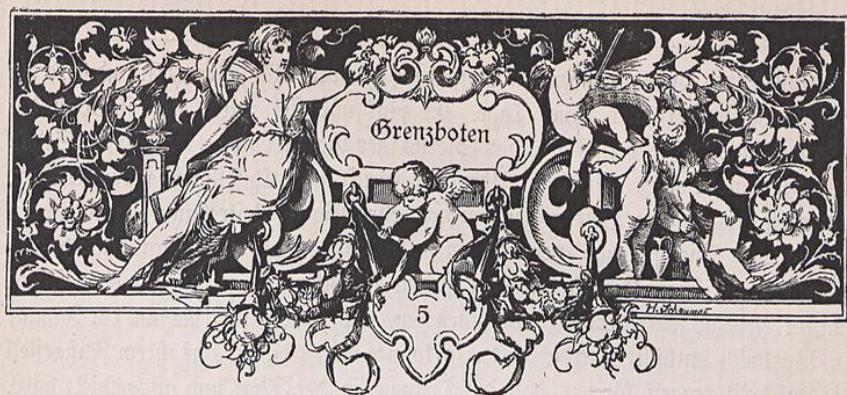
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Manifest des Prinzen Napoleon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Manifest des Prinzen Napoleon.



ichts ist gewiß, als das Unvorhergesehene. Zu diesem französischen Sprichworte hat die vergangene Woche wieder einmal ein überraschendes Beispiel geliefert. Sonnabend den 13. Januar weihte der Prinz of Wales zu Woolwich das Denkmal ein, welches dort vor der Militärakademie dem Andenken des im letzten Kaffernkriege gefallenen Sohnes Napoleons III. errichtet worden war. Der Teilnehmer an der Feier hatten sich viele eingefunden, aber sie trug kein politisches Gepräge. Der Imperialismus schien schon seit Jahren begraben. Mit dem frühzeitigen Tode des kaiserlichen Prinzen hatte, so durfte man annehmen, der letzte Teil der Napoleonischen Trilogie ausgespielt, die mit dem Tage begann, wo der Korse Napoleon sein Patent als Unterleutnant im Regimente von La Fère erhielt. Es war eine großartige Dramengruppe gewesen, voll gewaltiger Kämpfe, Siege und Niederlagen, voll unerhörten Aufsteigens und Sinkens, voll hellsten Glanzes und tiefster Dunkelheit in raschem Wechsel. Wie man den ersten Cäsar, den römischen, den großen Friedensstörer Roms genannt hat, so war Napoleon I. sein Abbild, der große Friedensstörer Europas. Er war es sogar über sein Grab auf St. Helena hinaus, in der Partei und in der Legende, die er hinterlassen, und er blieb es auch dann noch, als Ludwig Philipp seine Asche aus dem einsamen Weidenthale bei Longwood abgeholt und in der Prachtgruft mit den zwölf riesigen Siegesgöttinnen Bradiers im Pariser Invalidendome bestattet hatte. Der unruhige Geist des kriegsgewaltigen Friedensstörers war mit dieser Feier nur neu belebt und ging von neuem durch die Welt. Seine Legende fand in Thiers ihren wirkungsvollen Geschichtschreiber. Der graue Hock von Marengo und der Degen von Austerlitz spielten ihre Rolle vor den Franzosen fort. Ludwig Bonaparte begann mit lächerlichen Demon-

Grenzboten I. 1883.

strationen und wurde trotzdem im Laufe der Zeit Kaiser Napoleon III. und bald der einflußreichste Herrscher seiner Tage. Er sank und fiel zuletzt und starb in der Verbannung. Aber der Glanz des Sterns der Napoleoniden war durch Sedan nur verdunkelt, nicht erloschen. Über der Gruft von Chiselhurst schien er fort, umgeben von neuen Hoffnungen, neuen ehrgeizigen Bestrebungen und neuen Intriguen. Sie schienen verweht in alle Winde, als das Grabgewölbe der kleinen katholischen Kapelle in jener stillen kentischen Stadt sich wieder öffnete, um die Gebeine seines Sohnes aufzunehmen, und die Statue, die am 13. Januar zu Woolwich enthüllt wurde, hätte, so konnte man meinen, auf ihrem Fußgestell die Inschrift tragen können, daß die Trilogie in der That nun ausgespielt habe.

Es war eine Täuschung, aber eine verzeihliche. Es sollte noch ein Nachspiel geben, aber dasselbe hatte einen fast komischen Anstrich. Am 16. Januar fand sich Paris mit einem Manifeste des Prinzen Napoleon überrascht, das, an die Straßenecken angeschlagen und zu gleicher Zeit im „Figaro“ abgedruckt, eine heftige Anklage gegen die Republik enthielt und sich wie eine Art Vorschatten des herannahenden Kaiserreiches geberdete. Offenbar durch den Tod Gambettas angeregt und von dem Wunsche befeelt, dem „Koy“ in Frohsdorf zuvorkommen, dessen Anhänger sich in den letzten Tagen gleichfalls neu ermutigt gerührt hatten, trat der „rote Prinz“ darin ganz ausdrücklich als Erbe des Kaiserthrones und mit der einfachen Unterschrift „Napoleon“ als bereits Kaiser von Rechts wegen auf, und zugleich verkündete er mit energischen Worten das Evangelium des allein entscheidenden und Frankreich allein seligmachenden Plebiscits, der Grundlage des napoleonischen Cäsarismus.

Es war ein Ereignis. Zunächst wurden sehr verschiedene Urteile darüber laut. Die einen fanden die Sache ganz in der Ordnung, andre, zahlreicher, nannten sie einen großen Mißgriff, wieder andern erschien sie geradezu abgeschmackt. Man erörterte das Manifest noch, als der ersten Überraschung eine zweite auf dem Fuße folgte: der Prinz sah sich, von einer Morgenspazierfahrt in seine Wohnung zurückgekehrt, auf Befehl der Regierung von dem Polizeikommissar Clement empfangen, der ihn schon 1872 unter Thiers verhaftet hatte, und der ihm jetzt ankündigte, er sei beauftragt, ihn „wegen einer Handlung, die auf Umsturz der Regierungsform abziele,“ vor Gericht zu bringen. Bald nachher erschien der Staatsanwalt, und nach kurzem Verhöre und einer erfolglosen Hausdurchsuchung führte eine Droschke den Gefangenen nach der Conciergerie ab. In der Deputirtenkammer gab das Manifest und die Verhaftung seines Urhebers Anlaß zu heftigen Szenen. Die Bonapartisten erhoben gegen die letztere als eine Gesetzesverletzung ungestümen Einspruch, wofür ihr erster Wortführer d'Ornano zur Ordnung gerufen wurde. Sie machten geltend, daß jeder Franzose das Recht habe, sich mit einer Ansprache an seine Mitbürger zu wenden, und daß das Manifest nicht gegen den Staat, sondern nur gegen die Republik gerichtet sei. Der Minister der Justiz erklärte, die volle Verantwortlichkeit für das Ver-

fahren des Staatsanwalts zu übernehmen und leugnete den Unterschied zwischen Republik und Staat. Zuletzt sprach der Abgeordnete Floquet sein Einverständnis hiermit aus, behauptete, die Republik dürfe sich die jetzt täglich lautwerdenden Ansprüche der ihr feindlichen Parteien nicht mehr ruhig gefallen lassen, und schloß mit dem Antrage auf Erlass eines Gesetzes mit folgendem Wortlaut: „1. Der Aufenthalt im Gebiete Frankreichs, Algeriens und der Kolonien ist den Mitgliedern der Familien, welche in Frankreich regiert haben, untersagt. 2. Die im vorhergehenden Paragraphen erwähnten Personen können in Frankreich keine politischen Rechte besitzen.“ Die von dem Antragsteller befürwortete Dringlichkeit dieses Vorschlages wurde trotz starker Proteste der Bonapartisten mit großer Majorität, 328 gegen 112 Stimmen, von der Kammer angenommen und der Antrag einem Ausschusse überwiesen.

Dies die Thatfachen. Bevor wir unsre Meinung darüber abgeben, hören wir zunächst die öffentliche Meinung Frankreichs, wie sie sich in einer Anzahl von Organen der Presse ausspricht. Ihre Urteile lauten sehr verschieden. Das republikanische „Paris“ sagt: „Die Republikaner von 1883 sollten nicht vergessen, wie grotesk die ersten öffentlichen Kundgebungen desjenigen waren, der sich bald Napoleon III. nennen sollte. Wenn wir nicht rasch aufhören, uns unter einander zu streiten und zu schelten, so werden wir der großen Masse in die Hände arbeiten, die, ohne Partei, ohne Glauben und Verbindungen, allezeit bereit ist, zu passender Stunde eine Reaktion und den Umsturz der Verfassung zu begünstigen. Wenn unsre Freunde dies begreifen, so wird Herr Jerome Bonaparte zum erstenmale in seinem Leben seinem Vaterlande einen Dienst erwiesen haben. Aber um des Himmels willen, das Ministerium darf sich nicht verpflichtet fühlen, ihn zu verbannen, sondern muß sorgen, daß er in Paris bleibt.“ Auf der andern Seite ruft die „France“ aus: „Die Regierung, die immer über anarchistische Verschwörungen Wache hält, muß dieser auf die Finger sehen. Die Massen werden zum Aufstande gegen die Republik aufgestachelt, und der Prätendent geberdet sich als Kaiser. Man stecke ihn sofort ein, und die Republik zeige ihm, was sie von seinen angeblichen aus dem Plebisit hervorgehenden Rechten hält.“ Der orleanistische „Soleil“ sagt: „Wir sind zu den schlimmsten Tagen des Konvents zurückgekehrt, zu den Ausschreitungen und Verbrechen, die zum 18. Brumaire führten. Glaubt man, daß das konservative, liberale und katholische Frankreich sich von einer Demokratie terrorisieren lassen wird, die vor Furcht den Verstand verloren hat? Gewiß nicht.“ Im „Figaro“ bemerkt Magnard: „Das Manifest des Prinzen Napoleon hat die Republikaner buchstäblich toll gemacht. Seine Verhaftung, wobei man ihn behandelte, als ob er jemand die Uhr gestohlen hätte, zeigt, daß sie von Sinnen sind.“ Der „Rappel“ sagt: „Da beantragt Herr Floquet die Austreibung aller Prinzen, und die Kammer votirt für Dringlichkeit. Wir hoffen zuversichtlich, daß sie das nur gethan hat, um rascher den abgeschmackten Vorschlag verwerfen zu

können.“ Das „Parlament,“ gleichfalls ein republikanisches Blatt, äußert, die Sache sei nicht geeignet, ängstlich zu stimmen, wohl aber, nachdenklich und zu veränderter Politik bereit. Die „Patrie“ schreibt: „Republikaner, ihr habt eine willkürliche und ungesetzliche Verhaftung vollzogen. Das Manifest des Prinzen enthält auch nicht den Schatten eines Versuches gegen die Sicherheit des Staates, und wenn ihr bei eurer Verfolgung beharrt, so werdet ihr euch lächerlich machen. Das wißt ihr auch ganz wohl. Indem ihr den Prinzen verfolgt, dientet ihr seiner Sache. Ihr habt ihm seine Festung Ham geschaffen. Ihr habt gestern vielen das Wort Kaiser auf die Lippen gebracht. Prinz Napoleon ist in seinem Manifest als Prätendent aufgetreten, und ihr Republikaner habt durch eure Verfolgung, eure Debatte in der Kammer und eure Abstimmung diese seine Stellung als Prätendent anerkannt und geweiht.“ Cassagnac endlich im „Pays“ greift den Prinzen an, weil er nicht mit Gewaltschritten vorgegangen ist. Er schreibt: „Ein wirkliches Manifest hat kein Recht, so platonisch zu sein. Wenn jemand denkt, daß das Land unter einer monströsen Regierung leide, und daß er als dessen Retter auftreten müsse, so hat er etwas andres zu thun als mit Druckerschwärze zu hantiren. Er thut, was General Mallet that, er versucht mit einigen ergebenen Leuten die Regierung zu stürzen. Er riskirt es, erschossen oder auf Lebenszeit in die Festung Ham eingeschlossen zu werden. . . Wollen Ew. Hoheit mir wohl sagen, was Sie zu thun bereit sind? Was für eine materielle Organisation ist geschaffen worden, auf welche Regimenter können wir uns verlassen, und welche Generale haben sich Ihnen angeschlossen? . . . Mit einem Worte, man hat zwei dumme Streiche begangen: der Prinz wird seinen Schritt bitter bereuen, denn er dachte ihn ungestraft zu thun, und die Regierung ist in Verlegenheit wegen seiner Verhaftung.“

Fragen wir nun, was den Prinzen Napoleon bewogen haben kann, gerade jetzt gegen die Republik aufzutreten, so ist schon angedeutet worden, daß er, ähnlich wie die Legitimisten, von der Meinung ausgegangen sein muß, daß dieselbe mit Gambettas Tode allen Halt verloren habe. Das ist aber, wo nicht ein grober Irrtum, so doch eine arge Übertreibung, wie die Behauptungen der ersten Sätze seines Manifests, von denen nur soviel wahr ist, daß die Republik und ihr Parlamentarismus sich nach außen hin ziemlich schwach und im Innern wenig fruchtbar erwiesen haben. Vielleicht verbreitet sich diese Erkenntnis in nicht sehr langer Zeit über größere Kreise, und vielleicht gelingt es dann einem populären und energischen Politiker, an die Stelle der jetzigen Regierungsform eine andre zu setzen. Gegenwärtig steht es noch nicht so schlimm mit der Existenzfähigkeit der französischen Republik, und dem Prinzen Napoleon wird es voraussichtlich niemals bechieden sein, die Rolle dessen zu spielen, der ihr das Lebenslicht ausbläst. Er hat niemals viele Anhänger gehabt. Während des Kaiserreichs fand er zuweilen einigen Beifall, wenn er als Führer der dynastischen Opposition sprach, aber immer hegte man dabei

Bedenken und Mißtrauen gegen ihn. Weder die Mittelklasse noch die Arbeiter setzten Vertrauen in seinen Charakter, und am wenigsten hielt man in der Armee von ihm. Mag sein jetziger Angriff auf die Republik manchen nicht unwillkommen gewesen sein, so hat sich doch gewiß nur das kleine Häuflein seiner persönlichen Freunde jemals träumen lassen, von ihm die Rettung Frankreichs aus seiner dermaligen unerfreulichen Lage zu erwarten. Damit soll keineswegs behauptet werden, es mangle ihm an Fähigkeiten. Im Gegenteil, er besitzt mehrere von den Eigenschaften, die Napoleon I. zu Erfolgen führten, einen klaren Kopf, ein kühles Herz, die Mischung demokratischer Grundsätze mit despotischen Zielen; aber es gebricht ihm an allen militärischen Eigenschaften, selbst an der niedrigsten, an persönlichem Mute, und ebenso sehr fehlte es ihm, nach allen den Manövern zu urteilen, mit denen er seine Zwecke verfolgte, an dem, was wir politische Ehrlichkeit nennen. Immer zeigte er während des zweiten Kaiserreichs ein doppeltes Gesicht. Er nahm von seinem Vetter hohen Rang und reiches Einkommen an, trat aber bei Hofe und vor dem Publikum als Radikaler in weltlichen und geistlichen Fragen auf, als eine Art Egalité, der im Hinblick auf die Möglichkeit, daß der Geist der Revolution doch einmal die Oberhand gewinnen könne, sich den Rücken deckte und für die Zukunft empfahl. Als das Kaiserreich fiel, zog er den Imperialisten ganz aus, und als Napoleon III. gestorben war, weigerte er sich wiederholt, dessen Sohn als Erben seines Rechts anzuerkennen, zweifelsohne, weil er sich der Hoffnung hingab, einmal Präsident der roten Republik werden zu können. Er hatte damals das Successionsrecht, das er jetzt in seinem Manifest betont, gänzlich vergessen; denn der wirkliche Erbe hatte wenig Aussichten, und er selbst als Nächstberechtigter noch weniger. Die Afsagabe eines Zukunftsers änderte dies, er wurde Erbe der Kaiserkrone und der regelmäßige dynastische Chef einer zwar nicht sehr zahlreichen, aber festzusammenhaltenden und wohlorganisirten Partei. Aber jetzt kamen ihm, wie man zu sagen pflegt, seine alten Sünden zu Haus und zu Hofe. Er hatte seinem Vorgänger das Recht abgesprochen, das ihm selbst jetzt zufiel, er hatte es überhaupt geleugnet und konnte es somit nicht für sich geltend machen. Er hatte die Kirche beleidigt, mit welcher die Napoleons verbündet gewesen waren. Er hatte den Roten gespielt, ohne die Roten für sich zu gewinnen, wohl aber die Mittelklasse scheu vor seinen Absichten gemacht. Er hatte mit all seiner Klugheit nirgends Dank, überall dagegen gerechten Argwohn geerntet. Als mehrlicher Demokrat, als von der imperialistischen Partei abgefallen, als grundlosler Politiker war er für die in der Zukunft schwebende Kaiserkrone so ungeeignet wie einst sein Vorbild Egalité, wenn ihn die Guillotine verschont hätte, zum Erben der Königskrone ungeeignet gewesen sein würde, deren Träger er aufs Schaffot hatte schicken helfen. Sein jetziges Manifest kann mit all seinen schönen Worten seine Vergangenheit nicht auflösen.

Zu dem Mißtrauen aber, mit dem ihn alle Parteien betrachten, kommt noch, daß er einen Namen trägt, der jetzt keine Empfehlung mehr ist. Früher standen auf der Fahne der Napoleoniden Marengo, Austerlitz und Jena, jetzt stehen dahinter Metz und Sedan. Dieses Symbol bedeutet nicht mehr die Befiegung von halb Europa, sondern die Verkleinerung Frankreichs um zwei Provinzen. Der Name Napoleon erinnert an den Abfluß von fünf Milliarden Franken aus dem französischen Vermögen, an eine gewaltige Vermehrung der Staatsschuld und an schwere Besteuerung jedes einzelnen. Wenn Prinz Jerome der Republik ihre Sünden vorrückt, so erheben sich in jedermanns Gedächtnis die schwerern Sünden des Kaiserreichs wie grimme Schatten.

So erscheint es unbegreiflich, wie der Prinz auf den Gedanken gekommen ist, die Franzosen würden auf seine Anregung hin einen allgemeinen Umsturz der jetzt bestehenden staatlichen Einrichtungen vornehmen. Er konnte kaum hoffen, daß sie auch nur auf seinen Rat hören würden. Sehen wir uns aber sein Manifest näher an, so begegnen wir einem Kothurnstile, der uns wenig behagt, kurzen Sätzen, die doch den Kopf hoch tragen, als ob sie gewichtige Wahrheiten wären, während sie nur pathetische Übertreibungen sind. Sie klingen wie Echos aus der Zeit des großen Napoleon, sind aber kaum geschäftsmäßig zu nennen. Sener bediente sich der Worte, wie er sich der Armeen bediente, er appellirte nicht an die öffentliche Meinung, sondern lief Sturm gegen sie, er trieb niemals Kritik und gab niemals große Versprechen, ohne hinter ihnen große Truppenmassen hermarschiren zu lassen. Wo aber sind die Bataillone seines Epigonen?

Und worauf läuft denn am Ende dieser Ausbruch ausgeklügelter Hestigkeit hinaus? Praktisch ist es eine Erklärung über zwei Punkte, deren erster sein Erbrecht in Betreff des kaiserlichen Szepters betrifft. Er begründet seinen Anspruch auf den Umstand, daß er der älteste lebende Sohn Jeromes, des Bruders Napoleons, ist, und auf acht Plebisits, deren erstes 1800 und deren letztes 1870 stattfand, und er hat ganz recht, wenn er behauptet, das Volk habe dabei, aufgefordert, seinen Willen mit Ja oder Nein kundzugeben, mit großer Stimmenmehrheit und Emphase Ja gesagt. Indes kennt man ja die Geschichte dieser Berufungen an das Volk und weiß zur Genüge, daß kaum jemals eine andre Antwort erfolgen konnte, da die Berufenden die Zügel der Gewalt in der Hand hielten und eine unwiderstehliche Streitmacht zur Unterdrückung der Folgen eines Nein zur Verfügung hatten.

Der andre Punkt wird schlauer behandelt. Niemand konnte den Prinzen in dem Verdachte haben, in Sachen der Religion und Kirche allzu ängstlich zu sein. Aber der erste Napoleon hatte es vorteilhaft gefunden, als Gönner und Beschützer der Kirche zu gelten, und so thut es sein Verwandter ihm nach, indem er versichert, daß die Religion von Gottesleugnern verfolgt werde, daß der Staat ihr keinen Schutz gewähre, und daß nur in getreuer Beobachtung der

Bestimmungen des Konkordats das Heil zu finden sei. Hier kann der Prinz auf Beifall bei einem großen Teile der Franzosen rechnen; denn die in letzter Zeit von der Regierung adoptirte Politik hat sehr viele vor den Kopf gestoßen und in ihren Gefühlen verletzt. Ein weiterer Zug des Manifestes ist ein stark markirtes Hinneigen zu sozialistischen Grundgedanken, das auf den Beifall der Roten berechnet ist. Im übrigen ist das Netz, mit welchem Anhänger eingefangen werden sollen, ziemlich weit ausgebreitet. Der Prinz sagt „seinen Mitbürgern,“ daß Frankreich „sich verzehrt,“ daß es keine Regierung hat, daß es mit den Finanzen übel bestellt, daß die Verwaltung diskreditirt ist, daß die richterlichen Behörden das Verständnis für ihre Aufgabe verloren haben. Die auswärtige Politik läßt die Schwachen im Stiche, sie hat in Tunis Spekulanten gedient, und sie ist in Ägypten thöricht und feig verfahren. Der Fehler liegt (eine durchaus richtige Bemerkung) an den parlamentarischen Einrichtungen, das Heilmittel in der Wahl eines obersten Beamten durch das Volk. Hinter dem Ganzen steht, dünn verhüllt durch die Behauptung, daß Prinz Jerome eine bestimmte Sache und ein Prinzip vertrete, das Verlangen nach persönlicher Beförderung. Kurz, das Manifest ist nur ein neues Glied in der langen Reihe demagogischer Adressen an das Volk, mit welcher die Bonapartes seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sich bei den Franzosen zu insinuiren versucht haben.

Die französische Republik hat bis jetzt das Glück gehabt, nur ohnmächtige und wenig geschickte Gegner zu haben. Das gilt wie vom Prinzen Jerome so auch vom Grafen Chambord, der sich gute Aussichten mit starrköpfigem Festhalten an der weißen Fahne verdarb, und vom Grafen von Paris, der jenem seine Ansprüche opferte und nun mit ihm steht und fällt. Aber dieses Glück hat auch seine Schattenseite gehabt, es hat die Republikaner uneinig gemacht. Nicht ernstlich bedroht durch Prätendenten, befehdeten sich die verschiedenen Fractionen der Partei. Sie konnten sichs unter den obwaltenden Umständen ja gestatten, es gab in der Kammer kein Gegengewicht, wie es eine starke Opposition bildet. Infolge dessen vergaß man republikanischerseits nicht bloß die Pflicht des Zusammenhaltens, sondern auch die der Mäßigung in den Zielen. Sozialisten, extreme Kirchenfeinde, Verfechter unausführbarer Theorien, Leute, die kein stehendes Heer und keinen permanent eingesetzten Richterstand wollten, sahen eine vortreffliche Gelegenheit vor sich, ihre Ansichten zu verwirklichen. Hätte es eine starke Opposition gegen die Republik gegeben, wäre ein Prätendent mit guten Aussichten vorhanden gewesen, so würde man verpflichtet gewesen sein, sich maßvoll und vorsichtig zu verhalten. Man würde dann nicht ohne Not die religiösen Gefühle eines großen Theiles des Volkes verletzt haben, man würde nach außen hin fest und würdig aufgetreten sein, man würde die Gerechtigkeitspflege, das Eigentum und die persönlichen Rechte mehr geachtet haben. Wäre Prinz Jerome imstande, einen Aufstand hervorzurufen oder auch nur länger Aufsehen zu machen, so würde sein jetziger papierner Staatsstreich der

Republik den Dienst erweisen, auf diese Unterlassungssünden aufmerksam zu machen. So wie die Dinge stehen, wird er nur die moralische Ohnmacht des Prinzen in grellerem Licht stellen.

Damit aber richtet sich auch das Verfahren der Regierung gegen ihn vom politischen Standpunkte. Die Schwäche der napoleonischen Sache würde sicherlich noch deutlicher und überzeugender hervorgetreten sein, wenn die Minister des Präsidenten Grevy das Manifest vom 16. Januar mit schweigender Geringschätzung behandelt hätten. Wenn irgend etwas den Prinzen aus der Vereinsamung und Unbeliebtheit heraushelfen konnte, in welcher er die Jahre daher lebte, so war es seine Verhaftung und der Prozeß, der ihr folgen wird, und bei dem überdies das sehr liberale Pressegesetz der Republikaner jüngsten Datums eine Freisprechung wahrscheinlich macht. Käme es aber anders, so erinnere man sich, daß die Haft, die Ludwig Napoleon in Ham verbüßte, sehr viel dazu beigetragen hat, ihm im Gedächtnis der Franzosen eine feste Stätte zu bereiten. Ein Prätendent, dem man gestattet, zu sagen und zu schreiben, was ihm beliebt, und mit seiner Papierkrone auf dem Kopfe durch die Straßen von Paris zu stolziren, würde eine vortreffliche Gegenproklamation gegen alle Behauptungen von der Schwäche der Republik gewesen sein. Hätte man Plon-Plon in Ruhe gelassen, so wäre sein Manifest schwerlich zu einiger Bedeutung gelangt, so würde es keine Werkstatt und keine Fabrik in Aufregung versetzt haben und noch viel weniger in einer Kaserne gelesen und beachtet worden sein. Es wäre das totgeborne Kind geblieben, das es von Anfang an war.



Treitschkes Deutsche Geschichte.



an pflegt uns Deutschen nachzusagen, daß wir, bei vielfältigen unbestrittenen Vorzügen, doch im ganzen keine sonderlich liebenswürdige Nation seien. Das hört sich nicht eben lieblich an, und jeder sucht gern nach Argumenten, um sich so strengen Urteils zu erwehren, sei es, daß er sich mit der Überzeugung durchdringt, daß wir nur nicht genügend gekannt seien, oder daß er sich einredet, das Urteil sei wohl überhaupt so schlimm nicht gemeint. In einem Punkte aber wird der Satz von der spezifisch minderen Liebenswürdigkeit der Deutschen, fürchte ich, schwer zu widerlegen sein. Wissenschaftliche und literarische Kritik ist an sich ein Geschäft, bei dem es, im mannhaften Kampfe für die Wahrheit, gewiß durchaus nicht in erster Reihe auf Liebenswürdigkeit ankommt; indeß kann sie doch mit größerer oder geringerer Urbanität betrieben werden. Der deutschen kritischen